

Unterdrückte Wissensarten miteinander sprechen lassen

zeitschrift
diskurs

<https://journals.uni-due.de/diskurs/>

Ausgabe 10
Forschung mit Wirkung?
Von Transdisziplinarität bis Citizen
Science im gesellschaftlichen Kontext

Kontakt
russo@ash-berlin.eu

Erschienen
01.07.2026

Jasna Russo

Alice Salomon Hochschule Berlin

Abstract

Participatory, collaborative, community-based and co-production approaches encompass a wide spectrum of research concepts and practices. Their potential to effect social change is best understood within the specific contexts in which they emerge and through concrete projects. This article does not position these approaches against each other or rank their potential according to abstract criteria. Instead, I take a closer look at what they share: on the one hand, the stated intention to democratise research processes and diversify knowledge production; on the other, the implication that the relevant changes take place only afterwards and outside research, constituting a separate matter. First, I examine the hierarchical contexts in which such efforts unfold, highlighting inherent structural contradictions and limitations. Second, I explore the prospects for social research that transcends the binary between researchers and researched, and between expertise and experience, while fostering collective knowledge generation; social research that regards social change not as an optional add-on, but as integral to its very constitution.

Keywords

kollaborativ-partizipative Forschung, Allies, Othering, transformative Epistemologien.

Einleitung

Hinter partizipativen, kollaborativen, community-basierten Ansätzen oder Konzepten der Ko-Produktion verbirgt sich ein breites Spektrum unterschiedlicher Forschungspraxen und Selbstverständnisse. Ihr Potenzial zur gesellschaftlichen Veränderung lässt sich am besten in ihrem jeweiligen Entstehungskontext und anhand konkreter Projekte beurteilen. In diesem Beitrag geht es nicht darum, diese Ansätze gegeneinanderzustellen oder ihre Wirkungsmacht anhand abstrakter Kriterien zu vergleichen. Stattdessen untersuche ich einige Aspekte, die all diese Herangehensweisen verbinden: einerseits die erklärte Absicht, Forschungsprozesse zu demokratisieren und die Wissensproduktion zu diversifizieren, andererseits die Implikation, dass entsprechende Veränderungen erst im Anschluss und außerhalb der Forschung stattfinden bzw. eine separate Angelegenheit darstellen.

In einem ersten Schritt weise ich auf die hierarchischen Kontexte hin, in denen sich diese Versuche abspielen, um einige strukturelle Widersprüche und Unmöglichkeiten aufzuzeigen. In einem zweiten Schritt untersuche ich die Perspektiven einer Sozialforschung, die die Binarität zwischen Forschenden und Beforschten bzw. zwischen Expertise und Erfahrung überwindet und einen Prozess *kollektiver* Wissensgenerierung fördert – einer Sozialforschung, die gesellschaftliche Transformation nicht als optionalen Zusatz versteht, sondern sie als integralen Bestandteil in sich selbst verankert.

Single-issue politics durchbrechen, nach gemeinsamer Sprache suchen

Auch wenn ich nur in meinem eigenen Namen schreibe, bezieht sich mein wir auf Forschende, deren gesellschaftliche Lebenslage und die damit verbundenen Ungerechtigkeiten der Hauptbeweggrund sind, am Wissensbetrieb mitzuwirken. Nicht selten verbindet uns auch politisches Engagement in verschiedenen sozialen Bewegungen, die unserem akademischen Dasein vorausgehen und mit ihm eng verflochten sind. Aus den gesellschaftlichen Gruppen und Communities herauskommend, deren Wissen und deren Arten zu wissen historisch (und gegenwärtig) marginalisiert werden, verkörpern wir häufig den Einbezug von Erfahrungswissen in unterschiedlich definierten kollaborativen Projekten, die sich mit diesen Gruppen und Communities befassen. Wir arbeiten getrennt voneinander, innerhalb unserer jeweiligen Forschungsgebiete, agieren nicht zusammen und stellen kein tatsächliches „wir“ dar. Trotz unserer unterschiedlichen Arbeitssettings und Wege, wie wir in die Forschung kommen, lassen sich dennoch deutliche Parallelen sowohl in unseren Beweggründen als auch in unseren Analysen und unseren Bilanzen der gemachten Erfahrungen feststellen. In der Regel bleiben wir

verwickelt in andauernde Auseinandersetzungen mit hegemonialen Diskursen unserer jeweiligen Disziplinen, die wir eher um neue Zugänge erweitern, als dass wir sie grundsätzlich in Frage stellen und nachhaltig transformieren können. Selten gehen wir in den Austausch miteinander über unsere Forschungsgebiete hinaus, um unsere Bemühungen in einem breiteren Kontext vom herkömmlichen, westlich geprägten Verständnis von Sozialwissenschaft und Wissenschaftlichkeit zu betrachten. Damit meine ich nicht nur bekannterweise kritisierte Ansprüche auf Neutralität, Wiederholbarkeit und universelles Wissen (Haraway 1988; Harding 1991; Beresford 2003), sondern den westlichen Sozialforschungsbetrieb als “knowledge system that enforces artificial borders and relegates borderland epistemologies to marginal spaces, thereby limiting what is knowable and doable when engaging in research activities for liberation“ (Krueger-Henney et al. 2023:359).

Um uns von epistemischen Peripherien in Richtung Zentrum zu bewegen, sind wir schneller dabei, uns den kritischen Allies innerhalb unserer speziellen Forschungsbereiche anzuschließen, als dass wir andere Peripherien aufsuchen und erkunden. Auf diese Weise werden die üblichen Trennungen zwischen politischen Bewegungen für soziale Gerechtigkeit – die Audre Lorde (1984:138) bekanntlich für ihre *single-issue politics* kritisiert hat – auch in der Wissenschaft fortgesetzt. So werden Kämpfe um epistemische Gerechtigkeit nicht prinzipiell, sondern innerhalb disziplinärer Rahmen geführt und zeigen sich kaum in der Lage, erwünschte gesellschaftliche Veränderungen und/oder längst überfällige Paradigmenwechsel zu bewirken (Carr 2016, 2018; Janes 2022; Russo in press). Bei dieser Art von Bilanzen ist sicherlich entscheidend, aus welcher Position heraus sie gezogen werden und welche Erwartungen ihnen zugrunde liegen.

Mein Interessenschwerpunkt liegt auf den Perspektiven der *Beteiligten*, die bei der Bewertung unterschiedlicher Beteiligungsinitiativen, im Gutachtenverfahren und insbesondere bei Förderentscheidungen zu Forschung wesentlich seltener zu Wort kommen. Die Tatsache, dass wir in der offiziellen Wissensproduktion andere Rollen als die der Forschungssubjekte einnehmen, wird oft mit einer inklusiven Sozialwissenschaft gleichgesetzt. Oder – in den Worten von Sara Ahmed (2016) – „our own work of exposing a problem is used as evidence there is no problem“.

Ab dem Moment, an dem Bürger:innen- oder Betroffenenbeteiligung feststellbar ist, geraten grundlegende Auseinandersetzungen häufig in den Hintergrund. Stattdessen geht es meist darum, Erfahrungsperspektiven in den bestehenden Strukturen des Wissenschaftsbetriebs zu verankern. Solche scheinbar positiven Entwicklungen haben je-

doch ihren Preis – besonders, wenn es um den Einbezug *kollektiven* Wissens aus politischen Bewegungen für soziale Gerechtigkeit geht. In ihrer Analyse zur Akademisierung des intersektionalen Ansatzes beschreibt Patricia Hill Collins wie sich *widerständiges Wissen* verändert, indem es unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte – darunter auch den akademischen – navigiert. Diese Art von Wissen steht aufgrund seiner klaren politischen Ausrichtung oft im scharfen Kontrast zu dominanten Auffassungen von Sozialwissenschaft:

„[W]ithin an academy that seemingly valorizes objectivity as the antidote to bias, knowledge that seems unduly political or politicized (unless it represents the interests of those in power) is typically delegitimized.” (Hill Collins 2019: 122–123)

Auch wenn viele von uns solche Delegitimierungen erleben, sind wir oft zu vorsichtig, unsere gemachten Erfahrungen und Erfahrungswerte von einem Kontext in einen anderen zu übertragen. Bei allem Respekt und aller Anerkennung der unterschiedlichen Entwicklungsgänge und spezifischen Entstehungshintergründe der Felder, die aus *activist scholarship* (D’Souza 2009; Lennox & Yildiz 2019) herausgewachsen sind – etwa Women’s, Gender, Black, Post- and Anticolonial, Disability oder Mad Studies – gilt mein Interesse dem, was uns als Forschende verbindet, die ihre (negative) Betroffenheit vom Forschungsthema offenlegen.

Dabei geht es mir nicht um die Findung neuer, fusionierter Identitätskategorien (siehe etwa den Begriff „lived experience researchers“), die Erfahrung professionalisieren und zur Expertise einzelner Forschender machen. Mich interessieren vielmehr Parallelen darin, wie *kollektives* Erfahrungswissen diskriminierter und epistemisch marginalisierter Gruppen in die offizielle Wissensproduktion einbezogen wird – und was wir aus unseren jeweiligen Arten, zum Wissensbetrieb beizutragen, voneinander lernen können.

Ich selbst bringe Perspektiven und Auseinandersetzungen aus den Mad Studies ein, weil mir diese am besten vertraut sind – und weil es mir unmöglich ist, kontextlos zu denken. Gleichzeitig hoffe ich, dass meine Gedanken mit Forschenden aus anderen Feldern resonieren können. Dieser Text ist Ausdruck der Unwilligkeit, das emanzipatorische Forschungsparadigma (Oliver 1992, 1997) ausschließlich in den mir vertrauten Rahmen weiterzudenken – und Ausdruck der Sehnsucht, jenseits gewohnter disziplinärer und identitärer Grenzen gemeinsam an einem grundlegenden Umdenken westlich geprägter Auffassungen von Sozialwissenschaft zu arbeiten, weil:

“[W]e know deep within our physical being, that the reigning structures of social science are insufficient for bringing forth knowledge about what it means to live in the world alongside others.” (Krueger-Henney et al. 2023:373)

Beteiligen wollen: inklusive Aspirationen im exkludierenden Wissensbetrieb

Die akademischen Strukturen erweisen sich häufig als inkompatibel mit den Erfordernissen partizipativer Forschungsprozesse. Diese Erfordernisse werden in der Regel von jenen Forschenden artikuliert, die mehrere Perspektiven einbeziehen möchten und den Mangel an zeitlichen und vor allem finanziellen Ressourcen beklagen (von Peter et al. 2020). Sie fordern Maßnahmen und Rahmenbedingungen, um „Partizipation strukturell zu ermöglichen“ (von Peter et al. 2020:329) und Alibi-Beteiligung zu verhindern. Das übergeordnete Ziel ist, den Perspektiven der Menschen, „deren Lebensbereiche erforscht werden“ (Netzwerk Partizipative Gesundheitsforschung 2015), einen festen Platz in den Strukturen der Wissensproduktion einzuräumen. In einer immer noch positivistisch geprägten Sozialwissenschaft ist das sicherlich keine Kleinigkeit.

Für viele von uns, die offen zu ihren Erfahrungshintergründen und ihrem politischen Engagement stehen, ist diese Haltung zunächst unterstützend für unsere Mitarbeit im institutionellen Forschungsbetrieb. Spätestens nach ersten kollaborativen Erfahrungen ist es jedoch kaum möglich, die impliziten Annahmen zu übersehen, auf denen diese Ansprüche basieren. Ein Vergleich mit Initiativen zur gesellschaftlichen Inklusion, wie von Spandler (2007:3) analysiert, bietet sich hier an:

„Social inclusion initiatives which attempt to simultaneously fuse the identification of the socially excluded with attempts to incorporate them into the mainstream of society, confuse the identification and tackling of social exclusion with promoting inclusion. In doing so, such initiatives make a series of assumptions about the excluded, the society they are seen to be excluded from, and the solutions that are deemed necessary.”

In ihrer kritischen Auseinandersetzung mit dem Inklusionsimperativ problematisiert Spandler unter anderem die Annahme, dass die Art und Weise, wie die Dominanzgesellschaft funktioniert, nicht nur wünschenswert, sondern auch unproblematisch und legitim sei. Übertragen auf die Dynamiken des offiziellen Wissensbetriebs lässt sich beobachten, wie Forschungsansätze, die vom Mainstream abweichen, nach Anerkennung durch eben diesen Mainstream suchen (müssen) (Russo 2021). Das Bestreben dieser Ansätze, als ebenso gut oder sogar als besser anerkannt zu werden, orientiert sich an impliziten Postulaten von Wissenschaftlichkeit – ohne diese grundlegend infrage stel-

len zu können. In einem solchen Aushandlungsprozess erfahren herkömmliche akademische Strukturen zwar Erweiterung durch zusätzliche epistemische Quellen, bleiben jedoch im Kern unverändert. Statt struktureller Transformation werden marginalisierte Wissenszugänge dem neoliberalen Wissensbetrieb untergeordnet – reduziert auf ihre Nützlichkeit und ihren potenziellen Verwendungswert. Einige Befürworter:innen partizipativer Forschung sind darüber explizit:

“Studies that involved patients to a greater extent were more likely to have achieved recruitment targets [...], defined as reaching at least 90% of the target.” (Ennis und Wykes 2013: 381)

In ihrer empirischen Untersuchung der Beziehungen in community-basierten partizipativen Forschungsprojekten berichtet Julia Janes (2022) von der Verwechslung gesellschaftlicher Veränderung mit der Verbreitung von Ergebnissen, von der Instrumentalisierung von Community-Mitgliedern zur Erschließung forschungsresistenter Räume und von (kolonialer) Vereinnahmung von Community-Wissen. Die Herrschaftstechniken dieses Forschungsansatzes beruhen auf dem Versprechen eines Nutzens für die gesamte Community (Janes 2022:132). Dabei wird beispielsweise verschleiert, dass der Einsatz von Peer-Forschenden in der Datenerhebung auch eine Kontrollfunktion gegenüber den eigenen Communitys erfüllen kann (Janes 2022:136).

Die Auswirkungen der hierarchisierten Strukturen, in denen sich Beteiligungsinitiativen abspielen, beziehen sich nicht nur auf die institutionellen Positionen, die sich selten partnerschaftlich und gleichmäßig verteilen und mit ungleicher Entscheidungsmacht einhergehen. Auch die impliziten und expliziten Regeln sowie die klaren Wertanordnungen in Bezug auf verschiedene Wissensquellen und Methodologien verschwinden nicht durch die Einstellung von „Erfahrungsexpert:innen“. Die Träger:innen des Erfahrungswissens werden in vordefinierte Settings eingeladen – einzeln, nicht als bestehende Teams. Im Bereich, der mir vertraut ist, werden solche Teams höchstens künstlich hergestellt, indem „Peer-Forschende“ oder „Lived Experience Researchers“ in fremdbestimmten Konstellationen zusammenarbeiten sollen – oft ohne Rücksicht auf ihre unterschiedlichen Hintergründe oder gegensätzlichen Positionen und Interessen.

In seiner Analyse des möglichen Beitrags von Psychiatriebetroffenen zum Policy-Making im Bereich seelischer Gesundheit stellt Peter Campbell (2011) fest:

„There are underlying difficulties in being involved in work that is wrapped up in the seductive notions of common concerns or partnerships when we are the conspicuously less powerful partner, when others are always issuing the invitations and we are always the new arrivals at the party.”

Und auch wenn Wissensbestände und kollektive Wissensarten unterdrückter und diskriminierter gesellschaftlicher Gruppen eine lange Geschichte haben – in der offiziellen Wissensproduktion sind wir immer noch *the new arrivals*.

All diese Umstände, die im Voraus das Spektrum des Möglichen entscheidend bestimmen, werden in den Beteiligungsdebatten in der Regel übersprungen. Stattdessen wird meist mit der praktischen Frage begonnen: Wie sollen wir sie am besten beteiligen? Dieser an sich passivierende Ausdruck – „jemanden beteiligen wollen“ – ist paradigmatisch für viele undokumentierte Debatten in Arbeitsgruppen und Organisationen, die sich um die Idee partizipativer oder Teilhabeforschung bilden. Die tradierten Rollen der Forschenden einerseits und der zu beforschenden Subjekte andererseits werden durch neue Rollen ersetzt – Beteiligter:innen und Beteiligte – doch die Rollenaufteilung bleibt bestehen. Partizipativ Forschende nennen sich jedoch nicht „Beteiligter:innen“, denn – wie jede Gruppe, die die selbstverständliche Norm darstellt – müssen sie nicht bezeichnet werden. Begriffe werden weiterhin nur für die Anderen (der Forschung) gesucht. Auf die Implikationen dieser Trennung, die in kollaborativ-partizipativer Forschung aufrechterhalten wird, werde ich später noch zurückkommen.

An dieser Stelle möchte ich lediglich die Rhetorik verschiedener Ansätze, die zusammen als inklusive Forschung bezeichnet werden können, problematisieren. Vor allem deshalb, weil die Politik der Inklusion der Entstehung tatsächlicher Allianzen im Wege stehen kann, die sich auf bestimmte Inhalte und Kernziele gründen. In ihrer Analyse der Dynamiken zwischen Wissenschaft und politischem Aktivismus bringt D’Souza (2009:26) das präzise auf den Punkt:

„The politics of inclusion holds up the ideal of including everyone in supposedly neutral democratic spaces. In reality, the language of inclusiveness disarms politics from building real unity and real alliances for structural change based on programmatic goals. It does this by de-linking ideas from history and context and thereby stunting the development of conceptual categories and analytical tools so essential for structural change” (Hervorhebung im Original).

D’Souza erinnert darüber hinaus daran, dass das Verstehen institutioneller Grenzen der Wissensproduktion eine notwendige Voraussetzung für emanzipatorische Epistemologien darstellt: „The emphasis here is not merely on what we know but *how* we know what we know” (2011:29, Hervorhebung im Original).

Am Beispiel der Mitarbeit von Psychatriebetroffenen im Themenfeld Psychiatrie und Menschenrechte – einschließlich meiner eigenen Forschungserfahrungen – möchte ich

im Folgenden institutionelle (und epistemische) Grenzen untersuchen, an denen wir wiederholt stoßen.

Der Preis von Allyship: Ein Musterfall

Kollaboration mit Psychiatriebetroffenen wird in unterschiedlichen Forschungsprojekten unterschiedlich verstanden und umgesetzt. Dabei handelt es sich um einen extrem dehnbaren Begriff, der ein breites Spektrum an Aufgaben- und Befugnissen abdeckt. Die Forschungserfahrungen, die ich einbringe, sind überwiegend in den Themenfeldern Menschenrechte von Psychiatriebetroffenen sowie community-basierte Ansätze im Umgang mit Verrücktheit und psychischer Not entstanden. Die Bemühungen, gegen die biomedizinische Dominanz in diesem Feld zu arbeiten, bewegen sich in einem endlosen, sich immer wieder schließenden Kreis: Trotz umfassender und fundierter Evidenz für die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels in der Auffassung und Behandlung von Verrücktheit und psychischer Not, trotz gut belegter und sorgfältig herausgearbeiteter Hinweise auf die Richtung, in die Veränderungen gehen sollten (siehe z.B. Gooding et al. 2018), bleiben die herkömmlichen Systeme psychiatrischer und psychosozialer Versorgung davon weitgehend unberührt.

In einer meiner ersten veröffentlichten Reflexionen über kollaborative Erfahrungen mit klinisch Forschenden habe ich das Herauswachsen aus kollaborativen Projekten als die ultimative Aufgabe für Forschende mit meinem Hintergrund beschrieben. Die Bilanz meiner Erfahrungen lautete damals:

„We are extending topics and methodologies, but we are not turning the research culture into something we can stand behind and identify with. Influencing the research projects that we are working on to the point that we can call them ‘ours’ is often not possible. Instead of feeling free to make contributions we believe in, we are busy compromising with someone else’s conceptions in a careful and constructive way, in order to get some share in power. That share is rarely fair.” (Russo und Stastny 2009: 65)

In der Zwischenzeit habe ich an kollaborativen Forschungsprojekten gearbeitet, hinter deren Prozessen, Ethik und Schlussfolgerungen ich stehen kann, und auch andere Forschungskonstellationen beobachten können, die es mit dem Erfahrungswissen von Betroffenen ernst meinen. Dadurch haben sich meine frühen Erkenntnisse jedoch nicht

geändert – im Gegenteil: Die ernst gemeinten und korrekt umgesetzten Kollaborationen¹ haben noch deutlicher gezeigt, dass die innerhalb einzelner Projekte erreichte Augenhöhe die strukturell verankerten Sackgassen der institutionellen Wissensproduktion nicht auflösen kann. In ihrer Analyse des transformativen Potenzials von Betroffenenbeteiligung in der psychiatrischen Forschung teilen Jones et al. (2014: 358) eine ähnliche Sicht:

“[O]ur concern remains that far too often, co-researchers or community members do not in fact have meaningful influence over the production and dissemination of knowledge, not merely because of academic researchers’ actions, but because of myriad macro- and micro- cultural and institutional forces that constrain and proscribe those actions.”

Auch wenn alle Unterschiede artikuliert werden, wenn sie genug Raum erhalten und marginalisierte Perspektiven den Prozess der Wissensgenerierung substanziell beeinflussen können – es bleiben Anliegen, die den Dynamiken und Machtasymmetrien in der Zusammenarbeit übergeordnet sind: Im Endeffekt kommt es auf materielle, fassbare Veränderungen an, die (nicht) stattfinden. Oder in den Worten von D’Souza (2009: 20):

“At the end of the day, the quality of knowledge produced by scholarship needs to be evaluated on the basis of its transformative potential – i.e. its capacity to transform unjust and inequitable relationships in the world as it is today as well as radically transform the structures that generate oppression, inequality and injustice.”

Bei den Themen, die in der politischen Bewegung von Psychiatriebetroffenen international hoch auf der Agenda stehen, lässt sich ein solches transformatives Potenzial von Forschung bislang kaum feststellen. Das betrifft auch Länder, in denen Betroffenenbeteiligung in diesem Bereich bereits vor über drei Jahrzehnten begonnen hat. Erfolge und Misserfolge finden sicherlich auf unterschiedlichen Ebenen statt und lassen sich an verschiedenen Kriterien bemessen. Es ist jedoch kaum zu übersehen, dass auch diversifizierte und demokratisierte Wissensproduktion an den organisierten gesellschaftlichen Antworten auf Verrücktheit und seelische Not bislang wenig verändert hat. Nach wie vor wird weltweit auf Zwangsunterbringung und vor allem auf Zwangsbehandlung zurückgegriffen (European Union Agency for Fundamental Rights 2012; Zhang et al. 2015); immer mehr gesellschaftliche Gruppen werden psychiatrisiert, insbesondere

¹ Gemeint ist damit kollaboratives Arbeiten in allen Forschungsphasen (von Antragsstellung und Konzipierung bis zur Veröffentlichung der Ergebnisse), adäquate Bezahlung sowie Autorenschaft der Outputs.

mehrfach diskriminierte (NHS Digital 2022); Zwangsmaßnahmen weiten sich auf gemeindenahe Einrichtungen und sogar auf das eigene Zuhause aus² (Fabris 2011; Trevithick et al. 2018); die Verabreichung von Psychopharmaka bleibt die erste und am weitesten verbreitete Antwort auf eine Vielzahl sozialer Notlagen; psychiatrische Diagnosen gehen für viele Menschen mit Bevormundung und dem Entzug der Geschäftsfähigkeit einher. Auch wenn es sich hierbei um eine scheinbar sehr spezifische und nach wie vor umstrittene Problematik handelt, eignet sie sich gut zur Analyse der Grenzen institutioneller Wissensproduktion – insbesondere im Hinblick auf ihre (Un-)Fähigkeit, nachhaltige Beiträge zu sozialer Gerechtigkeit zu leisten.

Die Grundrechte von Psychiatriebetroffenen wurden infolge unserer langjährigen politischen Selbstorganisation und vor allem aufgrund der erfolgreichen Allianzen mit Aktivist:innen, Forscher:innen und Theoretiker:innen der Behindertenbewegung in internationalen Abkommen wie der UN-Behindertenrechtskonvention (2007) verpflichtend aufgenommen. Richtlinien und Empfehlungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO 2019, 2025) und der UN werden zunehmend deutlicher in ihrer Forderung nach community-basierten, zwangsfreien Unterstützungsangeboten (WHO & UN 2023) und auch nach einer Zurückdrängung der Dominanz biomedizinischer Sichtweisen (UN Human Rights Council 2017). In diesem Klima könnte Forschung eine führende Rolle bei der Erkundung und Schaffung gesellschaftlicher Praxen einnehmen, die diese Bestimmungen umsetzen – doch das ist bislang kaum der Fall. Beobachten lässt sich vielmehr, dass mit der Verbreitung des Menschenrechtsdiskurses auch das Interesse an Erzählungen von für verrückt oder psychisch krank erklärten Menschen steigt – und dass Problemfelder, die in unseren Organisationen längst identifiziert wurden, wie etwa informeller Zwang, Eingang in Forschungsagenden finden. Unsere Realitäten, unser Wissen und unsere politische Organisation werden beforscht, theoretisiert und neu entdeckt (Hornstein 2012; Rashed 2019). Und wie häufig in der Forschung der Fall ist, wird zunächst Evidenz zu Sachverhalten produziert, die vielen Menschen aus ihren gelebten sozialen Realitäten längst bekannt sind (Russo 2022). Weil (kollektives) Erfahrungswissen nicht als Tatbestand gilt, muss es erst verwissenschaftlicht und zur Evidenz gemacht werden. Unsere akademischen Allies helfen

² Ambulante Zwangsbehandlung (Community Treatment Orders) bezeichnet gesetzlich angeordnete psychiatrische Behandlung (meist Psychopharmaka) mit regelmäßigen Kontrollen am Wohnort; Nicht-Einhaltung führt zu erneuter Zwangsunterbringung. Die Praxis besteht länger in Australien, den USA und Kanada und wurde in Europa zuerst 2008 in Großbritannien eingeführt; dort zeigt die offizielle Statistik, dass Schwarze Menschen über elfmal häufiger betroffen sind als weiße (NHS Digital 2022). In Deutschland wird die gesetzliche Einführung der ambulanten Zwangsbehandlung weiterhin debattiert; erste Beschlüsse liegen vor.

uns dabei – und wir helfen ihnen, die Wissenschaft zu vervollständigen. Ob sich dadurch jedoch an den gelebten sozialen Realitäten etwas ändert, bleibt eine andere Frage:

„Measured against dominant methodologies, the claims for PAR [*participatory action research*] can only be limited ones: that they produce better scholarship. It says little about the effectiveness of the scholarship in bringing about the types of social changes that drove the research, let alone structural social change.” (D’Souza 2009: 32)

Wir alle sind unterschiedlich ungeduldig, wenn es um Veränderungen geht, an die wir glauben und die wir sehen wollen. Bezogen auf die immer größer werdende Zahl von Menschen, die psychiatrisch behandelt werden, ohne dass ihnen dort geholfen werden kann, hat Peter Stastny (2009: 70) dies als „slowness of science and urgency of need“ beschrieben.

Der dominante Diskurs – sowohl der medizinische als auch der laienhafte – betrachtet Verrücktheit und psychische Not als individuelle Problemlagen. Auch wenn verschiedene Erklärungsmodelle existieren, die die Rolle der Umwelt oder sogar gesellschaftlicher Strukturen als entscheidend betonen – es fehlt an Praxen, die auf dieser Grundlage andere Antworten bieten als die oben genannten. Immer wieder entstehen einzelne alternative Projekte, die zeigen, dass ein anderer Umgang möglich und notwendig ist. Sie werden auch gelegentlich beforscht – aber Forschung, ob mit oder ohne Einbezug von Betroffenen und ihres Erfahrungswissens, zeigt sich nicht in der Lage, die herkömmlichen Praxen zu transformieren.

Komplexe und herausfordernde gesellschaftliche Themen wie die Abschaffung von Bevormundung und Zwang werfen Fragen auf, die eine radikal andere Art der Wissensgenerierung erfordern.

Es reicht nicht aus, genauer zu untersuchen, warum Zwangspsychiatrie keine guten Ergebnisse erzielt, und weitere Beweise dafür zu liefern, dass dem biomedizinischen Modell psychischer Krankheit eine wissenschaftliche Fundierung fehlt. Dass Ungerechtigkeiten dokumentiert werden und Perspektiven, die traditionell ignoriert werden, Legitimation erfahren, kann sich richtig anfühlen – und sogar den Eindruck erwecken, dass sich dadurch bereits etwas verändert.

Aber auch wenn Forschung zu Verrücktheit und psychischer Not beginnt, eine andere Art von Evidenz zu liefern und sich in der Lage zeigt, unterdrückten Realitäten so abzubilden, wie sie gelebt werden – das reicht nicht aus, um sie zu verändern. Gesellschaftliche Transformationsprozesse erfordern einen Wandel in der Wissensproduktion, den

Arthur Frank (2000: 363) als paradigmatisch für unsere Zeit beschreibt: „from needing more knowledge to needing values that allow us to take a stand with respect to what we know.“

In diesem Musterfall würde ein solcher Wandel bedeuten, dass wir uns nicht weiterhin in Betroffene und Allies aufteilen können und dabei ausschließlich unsere Machtverhältnisse reflektieren. Allies müssten aufhören, sich über Betroffene zu definieren und ihre Haltung mit von uns gemachten Erfahrungen zu begründen. Sie müssten aufhören, als unsichtbare Norm zu agieren, die sich selbst nicht positionieren muss. Das würde ermöglichen, dass sich Forschungspartnerschaften nicht um Identitäten, sondern um bestimmte Werteprinzipien und gemeinsam erarbeitete Ziele bilden. Ich stelle mir das als einen kollektiven Akt vor, der alle Beteiligten auf der Seite der Suchenden zusammenbringt – und die Rollenaufteilung in Forschende und Beforschte nachhaltig überwindet. In den Worten der australischen Aktivistin Indigo Daya (2025) wäre das dann *searching* statt *researching*.

Wenn wir uns der Suche nach anderen gesellschaftlichen Praxen ernsthaft widmen wollen, kann es nicht mehr nur um marginalisierte Realitäten gehen, die wir besser verstehen wollen. Daran habe ich lange und ehrlich geglaubt. Doch die Erkenntnis, dass der Fokus auf diejenigen-um-die-es-in-der-Forschung-in-erster-Linie-geht sich chronifizieren und zum Selbstzweck werden kann, trennt mich von meinen langjährigen kollaborativen Arbeiten. Ein solcher Fokus passt zu betroffenenkontrollierten und emanzipatorischen Ansätzen im Rahmen eigener Communities, die kollektives Erfahrungswissen erkunden, vertiefen, artikulieren und politisieren. Wenn unsere Forschungsprojekte jedoch auf strukturelle Veränderungen zielen, die wir nicht allein hervorbringen können (und sollen), und wir uns dafür in Forschungsallianzen über unsere eigenen Communities hinaus begeben, dann kann es nicht nur darum gehen, unser (kollektives) Wissen zusammen mit akademischen Allies wiederholt erkunden zu lassen. Auch wenn wir diesen Erkundungsprozess aktiv mitgestalten oder sogar anführen: Die entscheidende Frage – *was tun wir denn mit dem, was wir wissen?* – bleibt weiterhin verschoben.

Dass es keinen neutralen Ort geben kann, von dem aus gesellschaftliche Realitäten untersucht werden können, und dass wir alle Teil dessen sind, was wir untersuchen, ist Ausgangspunkt vieler kollaborativer Forschungsansätze. Nichtsdestotrotz werden Realitäten bestimmter gesellschaftlicher Gruppen noch immer so untersucht, als ließen sie sich von Realitäten von Forschenden abtrennen. Dieser Praxis liegt ein andauernder Prozess des Othering zugrunde. Hier bietet sich die Argumentation von Janes (2015:5) an, die eine postkoloniale Analyse partizipativer Techniken fordert – Techniken, die das epistemische Privileg der akademischen Welt aufrechterhalten, indem sie Differenz

erzeugen, unterordnen und letztlich in das assimilieren, was sie als „*sameness of the academe*“ bezeichnet.

Partizipativ-kollaborativ Forschende und/oder diejenigen, die sich als akademische Allies marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen verstehen, blenden in der Regel ihre eigenen Erfahrungen und ihr Erfahrungswissen aus dem Gegenstand der Forschung aus. Auch wenn sie sich bemühen, den Marginalisierten in der Wissensproduktion näher zu kommen – solange sie ausschließlich mit den Erfahrungen der Anderen arbeiten, stehen sie einer Forschung im Weg, die uns *alle* als Akteur:innen gesellschaftlicher Veränderung mitdenkt.

Die Andere der Forschung auflösen

Im Folgenden stelle ich Verbindungen zu einigen Autor:innen her, deren Arbeiten außerhalb des mir vertrauten Forschungsgebietes liegen und die sich für eine politisierte Auffassung von Forschung aussprechen. Trotz unterschiedlicher Themenfelder denke ich, dass wir uns in unseren Arbeiten gegenseitig wiederfinden und unsere jeweiligen Denkweisen stärken und erweitern können. Ich möchte nur einige Aspekte dieses Sichverbunden-Fühlens teilen – in der Hoffnung, dass wir Räume finden, um diesen Prozess in vielen unterschiedlichen Konstellationen gemeinsam fortzusetzen. Dabei geht es mir nicht um Verbindungen zwischen verschiedenen Disziplinen im Sinne bloßer Interdisziplinarität, sondern um Verbindungen zwischen den Beiträgen jener, die als *Andere* dieser Disziplinen konstruiert und als solche aufrechterhalten werden – auch in kollaborativen Projekten mit akademischen Allies.

In ihrer postkolonialen Analyse community-basierter partizipativer Aktionsforschung (CBPAR) stellt Julia Janes (2015:13) fest:

„Although CBPAR proposes an emancipatory epistemology, knowledge hierarchies persist and are in fact, produced through the binary subjectivities, spaces and social relations of the campus/community collaboration.“

Im Unterschied dazu ist die Entstehung kollektiver, emanzipatorischer Epistemologien innerhalb marginalisierter Communities möglich – nicht, weil sie homogen oder frei von Hierarchien und Ungleichheiten wären, sondern weil der Prozess der Wissensgenerierung keine Auseinandersetzung mit Allies beinhaltet. Es geht um die *gemeinsame* Untersuchung und Deutung von Realitäten, die – auch wenn sie unterschiedlich erlebt werden – allen Beteiligten aus erster Hand bekannt sind.

Wenn emanzipatorische Epistemologie auch in kollaborativen Projekten bzw. in der institutionellen Wissensproduktion angestrebt wird, müssten die binären Subjektivitäten abgeschafft und die zu untersuchende Problemlage als eine gemeinsame betrachtet und behandelt werden. Das bedeutet keinerlei Leugnung der Tatsache, dass Rassismus, Klassismus, Ableismus und andere diskriminierende Strukturen das gesellschaftliche Dasein unterschiedlich bestimmen, sondern eine konsequente Um-Situierung der zu untersuchenden Problematik: Statt von *ihren* Problemen zu sprechen, die wir am besten *mit ihnen* gemeinsam beforschen, um zu einem besseren Verständnis zu gelangen, müsste anerkannt werden, dass es sich in der Sozialforschung um *unsere gemeinsame* Problemlage handelt, in der wir miteinander verwoben sind und uns gegenseitig verantwortlich bleiben. Es geht darum anzuerkennen, dass es keinen Ort außerhalb der zu untersuchenden gesellschaftlichen Strukturen geben kann, von dem aus Forschung geführt oder Veränderung angestoßen werden kann.

In ihrer Erkundung des Potenzials einer Romani-feministischen Epistemologie schreibt Isidora Randjelović (2024: 66):

„Das Wissen um die eigene Verstrickung in hegemoniale Machtverhältnisse wird dabei nicht zum Hindernis, sondern zur Voraussetzung für konkrete Schritte zur Stärkung widerständiger Wissensformen und kollektiver Deutungsmacht.“

Des Weiteren weist sie auf die Verwobenheit und Gleichzeitigkeit von dominanten und widerständigen Wissensarten hin:

„Es existiert keine eigene abgegrenzte Deutungswelt außerhalb der mit allen Menschen geteilten Sinnggebung.“ (Randjelović 2024: 61)

Diese Erkenntnis der Verflechtung gelebter Realitäten – einschließlich der Lebensrealitäten von Forschenden – und die entsprechende Um-Definition dessen, was in einem gemeinsamen Prozess untersucht werden soll, halte ich für einen Schlüssel zur Veränderung. Eine Veränderung, die bereits im Prozess der Wissensgenerierung ansetzt: Ab dem Moment, in dem es nicht mehr um *sie* geht – die nicht *wir* sind – sondern um die Frage, was *wir alle tun und noch tun können*, werden kollektive Handlungsmacht und transformatives Potenzial freigesetzt. Einerseits bedeutet das die endgültige Abschaffung der Rolle von „angeborenen Informant:innen“ oder „zu extrahierenden Subjekten“ – als „location that you can take things from but you leave it empty“ (Lorena, zitiert in Sztainbok & Gajardo 2022: 33). Gleichzeitig geht es aber auch um die nachhaltige Auflösung der Position von Allies in der Forschung bzw. die Anerkennung, dass die Tatsache, dass einige von uns von den gesellschaftlichen Themen, die wir beforschen, negativ betroffen sind, nicht bedeutet, dass es Nicht-Betroffene geben kann.

In den Gesprächen zur *Latina Knowledge Production* (Sztainbok & Gajardo 2022), wird dies als epistemische Dissidenz bzw. die Ablehnung westlicher Wissensauffassungen beschrieben:

„[I]t is important that I engage in research where I am personally invested, and also made vulnerable because of that research. I/We are part of the thing that we are researching and therefore whatever happens to the research, happens to me, right.” (Magaly, zitiert in Sztainbok & Gajardo 2022:38)

Mehrere Forschende teilen diese Grundhaltung und bringen sie im Kontext ihrer eigenen Forschung zum Ausdruck. So reflektiert Leila Angod ihre Verantwortung als Forscherin of Color in der Auseinandersetzung mit Rassismus gegen Schwarze Menschen in Südafrika:

„I am not an innocent interlooper in the process of racialization I am studying, nor am I the objective and transparent subject of the text I am writing [...] I am shaping the encounter as I am shaped by it.” (Angod 2022:80)

Ethel Brooks problematisiert die insider/outsider-Aufteilung in der Romani-Wissensproduktion und versteht Romani Epistemologie als *kollektive* Praxis, „whose genealogies are often unarchivable and are grounded in everyday life, labour and love.” (Brooks 2015:61)

Auch andere Forschende schreiben explizit über die Rolle der Liebe in ihrer Arbeit (Ettler-Lewis 1996; Jackson 2002; Laura 2013). Laura stellt die Frage, wozu Daten überhaupt gesammelt werden, und betrachtet Liebe als zentral in einer Forschung, die für soziale Gerechtigkeit arbeitet:

„[T]aking love seriously in social research means that the process and product of scholarship has real consequences for the lives of three-dimensional human beings, the researcher him or herself included, not for imagined 'others' somewhere out there.” (Laura 2013:291)

In ihrer Rückschau auf Forschung mit Sexarbeitenden hinterfragen Caitlin Jansen und Susan Strega (2022) die Fähigkeit der Sozialforschung, nicht den Schmerz Anderer zu klauen (Razack 2007), sondern in der intersubjektiven Beziehung zu bleiben:

„Many participants were direct in resisting consumption, telling us that they expected action from us, that they were giving us their stories in the service of changing their own lives and the lives of other sex working women.” (Jansen & Strega 2022:165)

In seinen frühen Ausführungen zu dem, was er später *socio-narratology* genannt hat, ist Arthur Frank (2000: 355) ebenfalls klar darüber, warum Menschen ihre Geschichten teilen:

„Storytellers do not call for their narratives to be analyzed; they call for other stories.”

An dieser Stelle – und für die Zwecke dieses Textes – möchte ich diese kurze Reise durch die Arbeiten der mir bedeutsamen Autor:innen abschließen. Was diese Aussagen in meiner Leseweise verbindet, ist einerseits die deutliche Eingebundenheit in Forschung als etwas, das nicht außerhalb des eigenen Selbst stattfinden kann. Andererseits – und damit eng verknüpft – ist es die Ablehnung, das Leben der *Anderen* zu untersuchen, darüber nur korrekt und vollständig zu berichten und anschließend gesondert für einen Praxis-Transfer zu sorgen. In diesen Arbeiten hingegen sehe ich die Bereitschaft, angestrebte gesellschaftliche Veränderungsprozesse zum integralen Bestandteil der eigenen Forschungspraxis zu machen. In diesem Sinne – und bei aller Unterschiedlichkeit – verkörpern die hier genannten Arbeiten Mike Olivers Auffassung von Forschung als gesellschaftliche Produktion:

„We do not investigate something out there, we do not merely deconstruct and reconstruct discourses about our world. Research as production requires us to engage with the world, not distance ourselves from it [...] Thus the research is not an attempt to change the world through the process of investigation but an attempt to change the world by producing ourselves and others in differing ways from those we have produced before.” (Oliver 2009: 116)

Ausblick

In ihrer Reflexion der Grenzen institutioneller Wissensproduktion hebt D’Souza unter anderem die Organisation des Wissens nach akademischen Disziplinen hervor – und dass gesellschaftliche Problemlagen dadurch kodifiziert und durch spezialisierte Prismen dieser Disziplinen betrachtet werden:

“The point here is to understand the ways in which reality is coloured by those constraints and the ways in which the knowledge produced in certain contexts limits the wider aspirations we have for the societies we live in as citizens.” (D’Souza 2009:29)

Folgen wir Audre Lordes Erinnerung daran, dass wir keinleben, dann ist auch das Wissen, das aus unseren gelebten Realitäten entsteht, in seiner Natur vielschichtig – und lässt sich nicht in die künstlichen Grenzen spezialisierter sozialwissenschaftlicher Disziplinen pressen. Indem wir dennoch versuchen, diese unterdrückten Epistemologien

dort unterzubringen, laufen wir Gefahr, ihre Wesensmerkmale in einem solchen Projekt zu verlieren.

Vielleicht ist es an der Zeit, uns vom fortwährenden Dialog mit den hegemonialen Diskursen einzelner Sozialwissenschaften abzuwenden – und stattdessen Räume zu schaffen, in denen wir sehen können, was passiert, wenn wir beginnen, widerständiges Wissen und verschiedene kollektive Wissensarten horizontal miteinander zu verbinden.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2016): Resignation is a Feminist Issue, <https://feministkilljoys.com/2016/08/27/resignation-is-a-feminist-issue/>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Angod, Leila (2022): Accountability in Ethnographic Research: Researching the Making of White/Northern Subjects Through Anti-Black Racism while Brown. In: Macías, Teresa (Hg.), *Unravelling Research – The Ethics and Politics of Research in the Social Sciences*. Halifax & Winnipeg: Fernwood Publishing, 67–87.
- Beresford, Peter (2003): *It's Our Lives: A Short Theory of Knowledge, Distance and Experience*. London: Shaping Our Lives.
- Brooks, C. Ethel (2015): The Importance of Feminists and 'Halfies' in Romani Studies: New Epistemological Possibilities. In: *Roma Rights. Journal of the European Roma Rights Centre* 2: 57–61.
- Campbell, Peter (2001): System Survivors: Is there anything we can do?, <http://www.critpsynet.freeuk.com/PeterCampbell.htm>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Carr, Sarah (2016): Position Paper: Are Mainstream Mental Health Services Ready to Progress Transformative Co-Production? Bath: National Development Team for Inclusion. https://www.ndti.org.uk/uploads/files/MH_Coproduction_position_paper.pdf, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Carr, Sarah (2018): Who Owns Co-Production? In: Beresford, Peter; Carr, Sarah (Hg.), *Social Policy First Hand. An International Introduction to Participatory Social Welfare*. Bristol: Policy Press, 74–83.
- Daya, Indigo (2025) Beitrag zum Webinar „Staying Wild, Surviving Together: Mad Justice and Reimagining Care“, <https://events.humanitix.com/staying-wild-surviving-together-mad-justice-and-reimagining-care>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- D'Souza, Radha (2009): The Prison Houses of Knowledge: Activist scholarship and revolution in the era of "globalization". In: *McGill Journal of Education* 44 (1):19–38.
- Ennis, Liam; Wykes, Til (2013): Impact of patient involvement in mental health research: longitudinal study. In: *The British Journal of Psychiatry* 203 (5): 381–386
- Etter-Lewis, Gwendolyn (1996): Telling from behind her hand: African American women and the process of documenting concealed lives. In: Josselson, Ruthleen

- (Hg.), *Ethics and process in the narrative study of lives*. Thousand Oaks, CA: Sage, 114–128.
- European Union Agency for Fundamental Rights (2012): *Involuntary placement and involuntary treatment of persons with mental health problems*. Luxembourg: Publications Office of the European Union, https://fra.europa.eu/sites/default/files/involuntary-placement-and-involuntary-treatment-of-persons-with-mental-health-problems_en.pdf, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Fabris, Erick (2011): *Tranquil Prisons: Chemical Incarceration under Community Treatment Orders*. Toronto: University of Toronto Press.
- Frank, Arthur W. (2000): The standpoint of storyteller. In: *Qualitative Health Research* 10 (3), 354–365.
- Gooding, Piers; McSherry, Bernadette; Roper, Cath; Grey, Flick (2018): *Alternatives to Compulsory Detention and Treatment and Coercive Practices in Mental Health Settings*. Melbourne Social Equity Institute, University of Melbourne, https://socialequity.unimelb.edu.au/__data/assets/pdf_file/0012/2898525/Alternatives-to-Coercion-Literature-Review-Melbourne-Social-Equity-Institute.pdf, letzter Zugriff: 01.03.2026
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. In: *Feminist Studies*, 14(3), 575–599.
- Harding, Sandra (1991): *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*. New York: Cornell University Press
- Hill Collins, Patricia (2019[2017]): Intersectionality and Epistemic Injustice. In: Kidd, Ian James; Medina, José; Pohlhaus Jr., Gaile (Hg.), *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice*. London: Routledge, 115–124.
- Hornstein, Gail A. (2012): *Agnes's Jacket: A Psychologist's Search for the Meanings of Madness*. New York: Rodale (Macmillan).
- Jackson, Vanessa (2002): *In Our Own Voice: African American Stories of Oppression, Survival and Recovery in the Mental Health System*, <http://www.healingcircles.org/uploads/2/1/4/8/2148953/inovweb.pdf>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Janes, Julia Elizabeth (2015): (Post) Colonial Encounters: Epistemic Privilege and Community-based Research. In: *Action Research*. 0(0), 1–16.
- Janes, Julia Elizabeth (2022): Less dangerous collaborations? Governance through community-based participatory research. In: Macías, Teresa (Hg.), *Unravelling Research – The Ethics and Politics of Research in the Social Sciences*. Halifax & Winnipeg: Fernwood Publishing, 131–153.

- Janzen, Caitlin; Strega, Susan (2022): "Let Us Tell Our Story": Deep Memory, Mnemonic Resistance, and the Failure to Witness in Research with Street Sex Workers. In: Macías, Teresa (Hg.), *Unravelling Research – The Ethics and Politics of Research in the Social Sciences*. Halifax & Winnipeg: Fernwood Publishing, 154–181.
- Jones, Nev; Harrison, Jay; Aguiar, Rita; Munro, Lauren (2014): Transforming Research for Transformative Change in Mental Health. In: Nelson, Geoffrey; Kloos, Bret; Ornelas, José (Hg.), *Community psychology and community mental health: towards transformative change*. New York: Oxford University Press, 351–372.
- Krueger-Henney, Patricia; Kress, Tricia; Amorim, Simone (2023): This is not a research article: an invitation to mobilize knowledge from the epistemological borderlands of social science. In: *Cultural Studies of Science Education* 18: 359–375.
- Laura, Crystal T. (2013): Intimate Inquiry: Love as "Data" in Qualitative Research. In: *Cultural Studies*  *Critical Methodologies* 13 (4):289–292.
- Lennox, Corinne & Yildiz, Yesim Yaprak (2019): Activist scholarship in human rights. In: *The International Journal of Human Rights*, 24(1), 4–27.
- Lorde, Audre (1984): *Sister Outsider: essays and speeches*. New York: The Crossing Press/Traumansburg.
- Netzwerk Partizipative Gesundheitsforschung (2015): PartNet Definition – Partizipative Gesundheitsforschung, <https://partnet-gesundheit.de/ueber-uns/partnet-definition/>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- NHS Digital (2022): Mental health act statistics, annual figures, 2021–22, community treatment orders by higher ethnic group. <https://digital.nhs.uk/data-and-information/publications/statistical/mental-health-act-statistics-annual-figures/2021-22-annual-figures/community-treatment-orders#community-treatment-orders-by-higher-ethnic-group>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- Oliver, Mike (1992): Changing the Social Relations of Research Production? In: *Disability, Handicap & Society* 7(2), 101–114.
- Oliver, Mike (1997): Emancipatory Research: Realistic Goal or Impossible Dream? In: Barnes, Colin; Mercer, Geof (Hg.), *Doing Disability Research*. Leeds: The Disability Press, 15–31.
- Oliver, Mike (2009[1995]): *Understanding Disability: From Theory to Practice*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Randjelović, Isidora (2024): Romani feministisches Wirken für epistemische Gerechtigkeit. Masterarbeit, Alice Salomon Hochschule Berlin (unveröffentlicht)

- Rashed, Mohammed Abouelleil (2019): *Madness and the Demand for Recognition. A Philosophical Inquiry into Identity and Mental Health Activism*. Oxford: Oxford University
- Razack, Sherene H. (2007): *Stealing the Pain of Others: Reflections on Canadian Humanitarian Responses*. In: *Review of Education, Pedagogy, and Cultural Studies*, 29, 375 –394.
- Russo, Jasna; Stastny, Peter (2009): *Beyond Involvement. Looking for a Common Perspective on Roles in Research*. In: Amering, Michaela; Schrank, Beate; Wallcraft, Jan (Hg.) *Handbook of User Involvement in Research*. West Sussex: Wiley-Blackwell, 61-72.
- Russo, Jasna (2021): *Von Emanzipation zu Partizipation und zurück: Erfahrungswissen in der psychiatrischen Forschung*. In: Flick, Sabine; Herold, Alexander (Hg.) *Zur Kritik der partizipativen Forschung – Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie*. Weinheim: Beltz Juventa, 265-286
- Russo, Jasna (2022): *De-psychiatrizing our own research work*. In: *Frontiers in Sociology* 7:929056.
- Russo, Jasna (in press): *Facilitate the Politics of the Possible – or Give Up? Reflections on Researching Madness*. In: *Philosophy* 101(1)
- Spandler, Helen (2007): *From Social Exclusion to Inclusion? A Critique of the Inclusion Imperative in Mental Health*. In: *Medical Sociology on-line*, 2 (2): 3–16.
- Sztainbok, Vannina; Gajardo, Lorena M. (2022): *Latina Knowledge Production and the Ethics of Ambiguity*. In: Macías, Teresa (Hg.), *Unravelling Research – The Ethics and Politics of Research in the Social Sciences*. Halifax & Winnipeg: Fernwood Publishing, 19–42.
- Trevithick, Liam; Carlile, Jane; Nodiyal, Sunil; Keown, Patrick (2018): *Community treatment orders: an analysis of the first five years of use in England*. In: *The British Journal of Psychiatry*, 212(3):175–179.
- United Nations (2007): *Convention on the Rights of Persons with Disabilities*. New York: United Nations. <https://social.desa.un.org/issues/disability/crpd/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities-articles>, letzter Zugriff: 15.09.2025
- UN Human Rights Council (2017): *Report of the Special Rapporteur on the right of everyone to the enjoyment of the highest attainable standard of physical and mental health*. file:///C:/Users/conta/Downloads/G1707604.pdf, letzter Zugriff: 15.09.2025
- von Peter, Sebastian; Bär, Gesine; Behrisch, Birgit; Bethmann, Andreas; Hartung, Susanne; Kasberg, Azize; Wulff, Ines; Wright, Michael (2020): *Partizipative*

Gesundheitsforschung in Deutschland – quo vadis? In: Gesundheitswesen 82(04):328–332.

World Health Organization (2019): QualityRights materials for training, guidance and transformation, <https://www.who.int/publications/i/item/who-qualityrights-guidance-and-training-tools>, letzter Zugriff: 15.09.2025

World Health Organization (2025): Guidance on mental health policy and strategic action plans, <https://www.who.int/publications/i/item/9789240106833>, letzter Zugriff: 15.09.2025

World Health Organization and the United Nations (represented by the Office of the United Nations High Commissioner for Human Rights) (2023): Mental health, human rights and legislation: guidance and practice, <https://www.who.int/publications/i/item/9789240080737>, letzter Zugriff: 15.09.2025

Zhang, Simei; Mellsop, Graham; Brink Johann; Wang, Xiaoping (2015): Involuntary admission and treatment of patients with mental disorder. In: Neuroscience Bulletin 31(1):99–112.